

Elke Kleinau, Rafaela Schmid

Schwarze deutsche ‚Besatzungskinder‘ im Diskurs der Nachkriegszeit – schulische und berufliche Integration als Eckpfeiler der (sozial)pädagogischen Debatte

1. Zwischen Ausschluss und Integration

Die ersten Schwarzen deutschen ‚Besatzungskinder‘¹ wurden bereits 1945 geboren. Bis der Diskurs über diese Kinder in deutschen pädagogischen Fachzeitschriften Einzug erhielt, dauerte es noch einmal vier Jahre. In einem ersten Beitrag, erschienen in der Zeitschrift *Jugendwohl*, wurde zwar auch auf *weiße* ‚Besatzungskinder‘ Bezug genommen, den Kindern, die einen Schwarzen US-Amerikaner, Puerto Ricaner, Indonesier oder afrikanischen Kolonialsoldaten zum Vater hatten, wurde aber besonderes Interesse beigemessen. Machte man sich bei den *weißen* ‚Besatzungskindern‘ in den ersten Nachkriegsjahren Gedanken um die finanzielle Unterstützung der Mütter, da es keine Regelungen für die Unterhaltungspflicht von Vätern gab, die nicht die deutsche Staatsbürgerschaft hatten oder sich nicht mehr in Deutschland aufhielten

(vgl. Tibelius 2016), so verschob sich bei Schwarzen deutschen Kindern der Fokus auf den (sozial) pädagogischen und gesellschaftlichen Umgang mit diesen sowie in den ersten Nachkriegsjahren auf deren Verbleib in Deutschland.

Durch die Sichtung einschlägiger Fachzeitschriften² der Jahrgänge 1945–1965, die Analyse der dadurch recherchierten Beiträge, die Analyse sozialanthropologischer und psychologischer Studien sowie pädagogischer Handreichungen³ zur Integration von Schwarzen deutschen Kindern in die bundesrepublikanische Gesellschaft und speziell in die schulische Klassengemeinschaft, konnten wir den (sozial)pädagogischen Diskurs über Schwarze deutsche Kinder nachzeichnen. Festzuhalten ist, dass dieser Diskurs fast ausschließlich in sozialpädagogischen Fachzeitschriften stattfand, und dass er zu zwei Zeitpunkten eine besonders große Dynamik entfaltete: zur Einschulung der ältesten Schwarzen

¹ Zur Abgrenzung gegenüber dem zeitgenössischen Jargon (‚Mischlingskinder‘, ‚Negermischlinge‘, ‚brown babies‘) und um darauf aufmerksam zu machen, dass es sich auch bei Schwarzen Kindern um deutsche Staatsangehörige handeln kann, werden heute Begriffe wie afrodeutsche Kinder oder Schwarze deutsche Kinder verwendet (vgl. Nduka-Agwu & Sutherland 2013: 88). Schwarz fungiert im afroamerikanischen Diskurs als politische Selbstbezeichnung und wird aus diesem Grund großgeschrieben. ‚Weiß‘ hingegen bleibt kleingeschrieben, da es sich nicht um eine Selbstbezeichnung mit politischem Hintergrund handelt, jedoch soll durch Kursivsetzung auf den Konstruktionscharakter aufmerksam gemacht werden. (Fortsetzung und Fußnoten 2 und 3 siehe nächste Seite.)

deutschen ‚Besatzungskinder‘ sowie zu deren anstehender Schulentlassung und Berufseimündung. Ende der 1940er-Jahre hatte die Jugendfürsorge die Kinder nicht für integrierbar gehalten und für Segregation in speziellen Kinderheimen oder Adoption in Schwarze Familien – bevorzugt in die Vereinigten Staaten – plädiert (vgl. Lemke Muniz de Faria 2002). Aufgrund ihrer Sichtbarkeit in einer *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft wurden die Kinder zu ‚Fremden‘ im eigenen Land gemacht und zur Zielscheibe von Stereotypisierung und Diskriminierung.

Spätestens ab 1952, als die ältesten dieser Kinder das schulpflichtige Alter erreichten, nahm man Kurs auf in Richtung Integration. Der 1960 bevorstehende Abgang der ersten Schwarzen deutschen Kinder von der Volksschule löste dann Debatten über die Integration der Jugendlichen in die Berufswelt aus. Zu der Befürchtung, die Kinder könnten ob ihres vermeintlichen ‚Andersseins‘ und Aussehens keine ihren Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Ausbildung oder Anstellung finden, gesellte sich die Sorge, dass die nun nicht mehr als ‚Geschlechtslose‘ diskutierten Jugendlichen erneut besonderen Vorurteilen bezüglich ihrer Sexualität ausgesetzt sein könnten, die sich aus kolonial-rassistischem Gedankengut speisten.

Um den Diskurs chronologisch nachzuzeichnen, gehen wir zunächst auf einige Beiträge ein, die die Kinder als ‚Problem‘ thematisierten. Hervorgehoben wurden in diesen – oft anonym veröffentlichten – Beiträgen die vermeintlichen ‚Eigenarten‘ der Schwarzen deutschen Kinder, die nach damaliger Auffassung meist in Heimen aufwuchsen. Diese Einschätzung muss als klassische Fehlinformation gelten, da die Kinder mehrheitlich bei ihren Müttern oder in der Herkunftsfamilie der Mütter aufgezogen wurden.⁴ Deutschland könne den Kindern ‚ihrer Natur wegen‘ keine richtige Heimat bieten, da ihnen allein das zu kalte Klima zu schaffen mache (vgl. Braun 1952: 19). Durch ihre Emotionalität werde zudem der „Einschlag des Naturmenschen“ sichtbar (N. 1953: 110). In einer Heimumfrage siedelte man den ‚richtigen‘ Aufenthaltsort der Kinder außerhalb des ‚zivilisierten‘ Deutschlands bzw. Europas an. Angeblich identifizierten sich die Kinder alle mit ihren Vätern, deren Herkunftsländer pauschal auf den als ‚primitiv‘ etikettierten afrikanischen Kontinent verlegt wurden. Alle Kinder wollten, wenn sie denn einmal groß seien, nach Afrika reisen (vgl. N. 1953: 110). Fraglich ist, ob hier tatsächlich der Wunsch der Kinder oder eher der des Heimpersonals zum Ausdruck kam. Denn auch die missglückten Pläne zur Adoption der Kinder



Rafaela Schmid (links) und Prof. Dr. Elke Kleinau (Foto: Bettina Steinacker).

in US-amerikanische Schwarze Familien wurden zwar ‚positiv‘ als ‚verpasste Chance‘ für die Kinder formuliert, die nun nicht in einem Umfeld aufwachsen könnten, in dem „weiße und farbige Völker nebeneinander leb[t]en“ (Braun 1952: 19). Der Verbleib der Kinder in Deutschland wurde jedoch ‚negativ‘ als Problem für die Fürsorgeeinrichtungen verbucht.

In den Anfangsjahren des sozialpädagogischen Diskurses wurde die vermeintliche ‚Andersartigkeit‘ und ‚Fremdheit‘ der Schwarzen deutschen Kinder gegenüber *weißen* Personen betont und so implizit eine Hierarchisierung vermeintlicher ‚Menschenrassen‘ betrieben. Einer, der diese Auffassung am prägnantesten vertrat, war der Anthropologe Walter Kirchner, der von der Existenz ‚menschlicher Rassen‘ und deren jeweils besonderer Eignung für bestimmte Aufgaben oder Tätigkeiten ausging. Bezüglich der psychischen Entwicklung der von ihm untersuchten Kinder im Alter von bis zu sechs Jahren behauptete Kirchner einen deutlichen Entwicklungsvorsprung – insbesondere der Mädchen – von einigen Monaten im Vergleich mit gleichaltrigen *weißen* Kindern. Dieses Ergebnis interpretierte er als „negrides Erbe“, da eine in der deutschen Kolonialzeit entstandene Studie ergeben hätte, dass in der Pubertät „der Europäer [...] den Neger alsbald in seinen höheren intellektuellen Leistungen“ übertriffe (Kirchner 1952: 36). Die Eigenschaften, die Kirchner den Schwarzen deutschen Kindern zuschrieb, zeugen angeblich alle von einer „starke[n] Triebhaftigkeit“ der Kinder, die so die unheilswangere Prophezeiung Kirchners, mit der

Wir distanzieren uns zudem von dem Begriff ‚Besatzungskind‘, da es sich in erster Linie um eine vorurteilsbehaftete Fremdbezeichnung handelt.

² *Bildung und Erziehung, Die Deutsche Schule, Zeitschrift für Pädagogik und Theologie (Der evangelische Erzieher), Zeitschrift für Pädagogik, Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Unsere Jugend, Die Sammlung, Neue Sammlung, Pädagogische Rundschau, Jugendwohl, Neues Beginnen und Westermanns pädagogische Beiträge.*

³ Wir analysierten beispielsweise die Broschüre *Maxi, unser Negerbub* von Alfons Simon, Volksschullehrer und Dozent am Institut für Lehrerbildung in München-Pasing, auf die wir in diesem Beitrag nicht näher eingehen können.

⁴ Genaue Zahlen sind in einem Beitrag zu finden, der 1952 in der Zeitschrift *Jugendwohl* abgedruckt wurde. Von den „2972 farbige[n]“ Kindern (M. 1952: 120) seien immerhin 2.113 bei ihren Müttern, 225 bei Verwandten und 634 in Heimen oder Pflegestellen. Demnach wuchsen fast 70 % der Kinder bei ihren Müttern auf. Die Zahlen stammen wohl aus der Studie *Soldatenkinder*, die von Dr. Luise Frankenstein im Auftrag der *Internationalen Vereinigung für Jugendhilfe in Genf* durchgeführt wurde. Sie wurden anhand der Akten von unter Vormundschaft stehenden Kindern erhoben und dann auf das gesamte Bundesgebiet hochgerechnet (vgl. Frankenstein 1954: 5). Da die Studie erst 1954 veröffentlicht wurde, scheinen die Daten bereits vorher zugänglich gewesen zu sein.

weiteren Entwicklung der Kinder „gewisse Gefahren“ heraufbeschwöre (ebd.: 36).

Auf der Konferenz der *World Brotherhood*, die im August 1952 im Amerika-Haus in Wiesbaden stattfand, wurden erste Gegenstimmen laut, die sich für die Integration der Schwarzen deutschen Kinder durch ein ‚Umerziehen‘ der *weißen* deutschen Gesellschaft einsetzten. Die Organisation arbeitete an der „Ueberwindung von Vorurteilen zwischen Gruppen“, die sich bei der Thematik der Schwarzen deutschen ‚Besatzungskinder‘ aus „Rassismus, Abneigung gegen Illegitimität [und] nationale[n] Ressentiments gegen die Periode der Besatzung“ speisten (Ebeling 1954: 612). In den aus der Tagung hervorgegangenen und veröffentlichten Entschließungen wurde festgehalten, dass „[d]ie absolute Gleichberechtigung dieser Kinder [...] unbestreitbar“ sei (ebd.: 18). Für die bestmögliche „Entwicklung und gesellschaftliche Einordnung, wie [bei, d. V.] jedem anderen deutschen Kinde“ sei Sorge zu tragen (ebd.). Die Beteiligten der *World Brotherhood-Konferenz* scheinen im Diskurs um Schwarze deutsche Kinder zu den Ersten gehört zu haben, die die Kinder nicht als ‚Fremde‘, sondern als zugehörig zur deutschen Gesellschaft betrachteten.

Gemäß dem bevorstehenden Einschulungstermin der ersten Schwarzen deutschen Kinder, wurden während der Konferenz konkrete Vorschläge erarbeitet, die sich an die Schulbehörden richteten.⁵ So sollten beispielsweise bereits angehende Lehrkräfte über Theorie und Praxis der Vorurteilsüberwindung unterrichtet werden, es sollten sich Arbeitsgemeinschaften von Lehrkräften bilden, die Schwarze deutsche Kinder in ihren Klassen unterrichteten und auf Elternabenden sollte die Thematik von Lehrkräften besprochen werden (vgl. *World Brotherhood* 1952: 19). Besonders hervorzuheben ist der bereits damals angestrebte sensible Umgang mit Begrifflichkeiten und die damit verknüpfte Suche nach einer möglichst ‚korrekten‘ Bezeichnung, die sich nicht auf die alltägliche Kategorisierung einer Gruppe beziehe, sondern auf eine, die „bei der Behandlung des Problems“ gebraucht werde (*World Brotherhood* 1952: 20). Die Beteiligten der *World Brotherhood-Konferenz* einigten sich auf den Begriff „farbige Mischlingskinder“, in Abgrenzung zu „Mulatten-, Neger- oder farbige Besatzungskinder“ (ebd.) und vermieden damit zumindest eine diskriminierende Begrifflichkeit, die sich auf den Status des Vaters als Besatzungssoldat bezog.

Pro Integration plädierte auch die am Hamburger Sozialpsychologischen Institut entstandene Studie von Klaus Eyferth, Ursula Brandt und Wolfgang Hawel anlässlich der Schulentlassung

der ältesten Schwarzen deutschen ‚Besatzungskinder‘. Man hoffe „einige Vorschläge für eine möglichst reibungslose berufliche und soziale Eingliederung machen zu können“ schrieb Curt Bondy, der Leiter des Instituts, in seinem Vorwort (Bondy 1960: 8). Als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung hielten Eyferth, Brandt und Hawel unmissverständlich fest, dass sie „aus methodischen, psychologischen und anthropologischen Gründen von der Annahme ausgehen, daß die Gruppe der farbigen Kinder insgesamt keine ererbten, rassespezifischen psychischen Besonderheiten aufweist“ (Eyferth et.al. 1960: 20). Sollten sich die Kinder von anderen unterscheiden, so sei das ihrer besonderen sozialen Situation geschuldet.

Geschlecht und Sexualität wurden bis zum Erscheinen dieser Studie fast ausschließlich über die Mütter und biologischen Väter der Schwarzen deutschen Kinder verhandelt. So wurde den Müttern oft sexuelle Freizügigkeit unterstellt und bei den Vätern beispielsweise vermutet, dass sie ihre Chance nutzen würden, sexuelle Beziehungen mit *weißen* Frauen einzugehen, die „ihnen in ihrer Heimat nicht gewährt[]“ würden (Frankenstein 1954: 28). In Statistiken wurden die Schwarzen deutschen Kinder zwar geschlechtergetrennt erfasst, dem zeitgenössischen Kindheitsverständnis zufolge erscheinen sie aber in den weiteren Erörterungen als geschlechtslose Wesen.

Dass Geschlecht und Sexualität bei der Diskussion über und der Behandlung von Schwarzen deutschen Kinder zumindest ab der Pubertät eine Rolle spielen könnte, war für die Hamburger Forscher_innen einer der Gründe, einige Ergebnisse ihrer Studie bereits 1960 zu veröffentlichen, obwohl die psychologischen Tests der Kinder noch nicht komplett ausgewertet worden waren. Die Forscher_innen sahen akuten Handlungsbedarf, da „die ältesten farbigen Mädchen und Jungen bald in das Alter“ kämen, „in dem sie Beziehungen zum anderen Geschlecht anknüpf[t]en“ (ebd.: 8). Vorurteile gegenüber Schwarzen deutschen Mädchen und Jungen könnten sich gerade in dieser Phase wieder verstärken. Mit ihrer frühen Veröffentlichung wollten die Forscher_innen, ihren eigenen Worten folgend, „bestimmte Voreingenommenheiten aus dem Weg [...] räumen“ (ebd.).

2. Abbau von Vorurteilen oder (Re)produktion von Stereotypen?

Die Lebenssituation der Schwarzen deutschen Kinder, ihr häusliches Umfeld sowie die verschiedenen Familienkonstellationen, in denen die Kinder aufwuchsen, wurden von Eyferth, Brandt

⁵ Diese wurden während einer zweiten Konferenz 1953 zeitgemäß bearbeitet sowie verändert und 1954 zusammen mit der Auswertung eines Fragebogens der *World Brotherhood* von Herman Ebeling 1954 unter dem Titel *Zum Problem der Deutschen Mischlingskinder in der Zeitschrift Bildung und Erziehung* veröffentlicht.

und Hawel sorgfältig in einzelnen Kapiteln beleuchtet, aber auch das Leben in Pflegefamilien und im Heim. Bei der außerfamiliären Unterbringung der Kinder meinten die Forscher_innen geschlechterspezifische Gründe ausmachen zu können. Mädchen befänden sich doppelt so häufig wie Jungen bei Pflegeeltern, da sie als Haushaltshilfen einsetzbar seien (vgl. ebd.: 49). Jungen seien ihrer Arbeitskraft entsprechend auf dem Land in Pflegestellen zu finden. Voreingenommenheiten, denen die Forscher_innen durch die frühe Veröffentlichung ihrer Studie entgegenzutreten wollten, scheinen sich aber beim Thema Heimunterbringung auch bei ihnen durchgesetzt zu haben. Die Schwarzen deutschen Kinder „wirk[t]en [...] vom Leben im Heim“ weniger „beeinträchtigt“ als die *weißen* Kinder (ebd.: 51). Über die Gründe können die Forscher_innen lediglich spekulieren; sie verfallen dabei aber genau in den stereotypen Jargon, den sie eigentlich zu vermeiden versuchten. Das „lebhaftere[] Temperament, daß ihnen [den ‚Mischlingskindern‘, d. V.] eigen“ sei (ebd.), könnte es ihnen ermöglichen haben „besser mit der Gefühlsarmut dieser Atmosphäre fertig [zu] werden“ (ebd.).

Auch bei der Thematisierung der Eingliederung der Schwarzen deutschen Kinder in die Klassengemeinschaft werden zwischen den Zeilen Stereotype betont. Schwarze deutsche Jungen als auch Mädchen seien durch Freundschaften in die Klasse integriert. Der Umgang der *weißen* Kinder mit den Schwarzen deutschen Kindern variere aber je nach Alter. Das „fremdartige Aussehen“ der Kinder würde in höheren Klassen „bewußter erlebt“ (ebd.: 63), führe aber zu keiner Isolation der Kinder. Etliche Jungen und Mädchen würden „sogar angeschwärmt und umworben“ (ebd.). Die Eigenschaften, wie beispielsweise „Kraft, Gewandtheit, Schönheit oder gelegentlich auch eine gewisse Vertrautheit mit sexuellen Dingen“ (ebd.), die die Forscher_innen für das ‚Umworbenwerden‘ angeben, – selbst wenn sie darauf verweisen, dass „um derentwillen auch manch weißes Kind umworben wird“ (ebd.) – knüpfen an Beschreibungen aus kolonial-rassistischer Literatur an (vgl. Bechhaus-Gerst 2009; Dietrich 2009: 177f.). Den angesprochenen Vorurteilen von der sexuellen Frühreife der Schwarzen deutschen Kinder (vgl. ebd.: 67) wird in diesem Abschnitt nicht entgegengewirkt, vielmehr scheinen die Forscher_innen diese – höchstwahrscheinlich unbewusst – zu (re)produzieren.

Dass gerade jugendliche Schwarze Deutsche mit rassistischen Vorurteilen zu kämpfen hatten, lässt sich in dem Teil der Studie, die den Einstellungen des „sogenannten ‚Mannes auf der Straße‘“ gewidmet ist (ebd.: 73), eindrucksvoll nachlesen. Während die Kinder noch als „besonders nied-

liche[n] Negerles“ bezeichnet wurden (ebd.: 75), häuften sich die Vorurteile, sobald die Forscher_innen auf die Berufschancen der Kinder und somit auf deren Jugend- und Erwachsenenalter zu sprechen kamen. Selbst in Zeiten akuten Arbeitskräftemangels Ende der 1950er Jahre gehörten die wenigen Berufe, in denen sich die Befragten Schwarze Deutsche vorstellen konnten, in das Segment der schlecht bezahlten, gesellschaftlich wenig angesehenen und wenig zukunftssträchtigen Berufe wie „Wäscherin, Zimmermädchen, Fabrikarbeiterin und Stenotypistin“ für Mädchen und „Artisten-, Musiker-, Autoschlosser- und Liftboy-Stellungen“ für Jungen (ebd.: 77). Gerade bei den Schwarzen Kindern sei aber, so der Rat der Psycholog_innen, darauf zu achten, dass der Beruf ihren Neigungen und Fähigkeiten entspreche, da Zufriedenheit im Beruf so manche Schwierigkeit im Leben kompensieren könne. Besondere Sorgen bereitete den Forscher_innen die berufliche Zukunft der Mädchen. Mädchen aus bildungsfernen Schichten wurde in den 1950er-Jahren oft keine Ausbildung zugestanden, da sie ja bald heiraten würden (vgl. Kleinau 2015: 167–170). Diese Option komme für die Schwarzen deutschen Mädchen nicht infrage, da die Heiratschancen der Mädchen, aber auch die der Jungen, noch gar nicht abgeschätzt werden könnten. Implizit schwang bei dieser Formulierung die Befürchtung mit, die Jugendlichen können nur unter ‚ihresgleichen‘ eine/n Ehepartner/in finden (vgl. ebd. 77). Äußerungen wie „Ich würde meiner Tochter nicht erlauben, daß sie mit so einem Negerbub ausgeht“ waren in einer Bevölkerungsumfrage nicht selten gefallen (ebd.: 105). Für Mädchen sei davon auszugehen, so die Forscher_innen, dass sie „in besonderem Maße sexuellen Nachstellungen ausgesetzt“ sein würden (ebd.: 99). Umso wichtiger sei es darauf zu achten, dass der Beruf den Mädchen materielle Unabhängigkeit von „Männerbekanntschaften“ böte (ebd.). Da das Berufsspektrum für Mädchen im Vergleich mit dem für Jungen insgesamt deutlich eingeschränkter war, hätten die Schwarzen Mädchen wohl mit deutlich „größeren Schwierigkeiten“ bei der Berufseinmündung zu rechnen (ebd.: 100).

In einem früheren Kapitel ihrer Studie hatten Eyferth, Brandt und Hawel beklagt, dass die Zahl der Kinder, die ihren Begabungen und Fähigkeiten entsprechend eine weiterführende Schule hätten besuchen können, „erschreckend gering“ sei (vgl.: 58). Die Möglichkeit des Übertritts werde von den Grundschullehrkräften häufig gar nicht in Erwägung gezogen oder nicht mit dem dafür notwendigen Einsatz gefördert (vgl. ebd.: 59). Im Anschluss an die Problematisierung der schlechten Berufsaussichten der Schwarzen

deutschen Kinder, insbesondere der Mädchen, wurde von den Forscher_innen diese Diskussion zwar erneut aufgenommen, mündet jedoch in einen geschlechtsneutralen Appell, begabten Schwarzen deutschen Kindern nach Abschluss der Volksschule eine weiterführende Schulbildung zu ermöglichen.

3. Fazit

Die Frage Integration versus Ausgrenzung der Schwarzen deutschen Kinder wurde zu zwei Zeitpunkten besonders intensiv verhandelt: zur Zeit der Einschulung des ersten Jahrgangs der ‚Besatzungskinder‘ sowie zur Schulentlassung. Während es kaum Stimmen gab, die die schulische Integration der Kinder grundsätzlich infrage stellten, mobilisierten die jugendlichen Schwarzen Deutschen in der *weißen* deutschen Mehrheitsgesellschaft althergebrachte kolonialrassistische Stereotype von der exotisch-erotischen Alterität der Schwarzen Frau, von ihrer sexuellen Attraktivität, ihrer Verführungskraft, aber auch ihrer sexuellen Verfügbarkeit für den *weißen* Mann. Beiden Geschlechtern wurde generell eine höhere Triebhaftigkeit unterstellt, die sich zu einer Gefährdung für die *weiße* deutsche Gesellschaft auswachsen könne. Selbst Forscher_innen, die explizit mit dem Anspruch angetreten waren, bestehende Vorurteile gegenüber Schwarzen deutschen Kindern und Jugendlichen auszuräumen, reproduzierten mit ihrer Wortwahl implizit das, was sie zu widerlegen hofften. Wir möchten keineswegs das Engagement und die wohlwollenden Absichten von Eyferth, Brandt und Hawel schmälern, sondern wollen vielmehr verdeutlichen, wie tief sich Vorurteile und Stereotype auch bei Forscher_innen festsetzen können. Auch wir müssen uns in unserem Projekt zum Thema ‚Besatzungskinder‘⁶ immer wieder verdeutlichen, dass wir über eine zu Forschungszwecken konstruierte Gruppe forschen, auf deren Heterogenität bereits die Tagungsteilnehmer/innen von *World Brotherhood* sowie Eyferth, Brandt und Hawel hingewiesen haben, und allein mit der Bezeichnung dieser Gruppe implizit an deren Reproduktion und an der Reproduktion bestimmter Bilder über diese beteiligt sind. Selbst wenn wir versuchen Stereotype zu dekonstruieren, geht deren Dekonstruktion eine Reproduktion voraus, die wir in unseren Texten festschreiben.

Quellen

- Bondy, Curt (1960): Vorwort. In: Eyferth, Klaus, Brandt, Ursula, Hawel, Wolfgang (1960): *Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation*

der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung. (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Bd. 7), München: Juventa, S. 7–9.

- Braun, Elisabeth (1952): Um das Schicksal der Mischlingskinder in Deutschland. In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 33. Jg., Heft 1, S. 19–20.
- Ebeling, Hermann (1954): Zum Problem der deutschen Mischlingskinder. In: *Bildung und Erziehung, Zeitschriftenband 7*, S. 612–630.
- Eyferth, Klaus, Brandt, Ursula, Hawel, Wolfgang (1960): *Farbige Kinder in Deutschland. Die Situation der Mischlingskinder und die Aufgaben ihrer Eingliederung.* (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Bd. 7), München: Juventa.
- Frankenstein, Luise (1954): *Soldatenkinder. Die unehelichen Kinder ausländischer Soldaten mit besonderer Berücksichtigung der Mischlinge.* München/Düsseldorf: Verlag Wilhelm Steinebach.
- Kirchner, Walter (1952): Untersuchung somatischer und psychischer Entwicklung bei Europäer-Neger-Mischlingen im Kleinkindalter unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse. In: *Studien aus dem Institut für Natur- und Geisteswissenschaftliche Anthropologie Berlin-Dahlem.* Hrsg. Von Hermann Muckermann. 1. Bericht, 30. August 1952), S. 29–36.
- M. (1952): Uneheliche Besatzungskinder. In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 33. Jg., Heft 4, S. 119–120.
- N. (1953): Die Eigenart der Mischlingskinder. In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 34. Jg., Heft 3, S. 109–110.
- Simon, Alfons (1952): *Maxi, unser Negerbub.* Bremen: Eilers & Schünemann.
- Rundschau (1949): *Kinder ohne Väter.* In: *Jugendwohl, Katholische Zeitschrift für Kinder- und Jugendfürsorge*, 30. Jg., Heft 5/6, S. 97.
- World Brotherhood (1952): Protokoll der Arbeitstagung über ‚Das Schicksal der farbigen Mischlingskinder in Deutschland‘, am 15. und 16. August 1952 im Amerika-Haus Wiesbaden, Wiesbaden: Druckerei Marshall.

Literatur

- Bechhaus-Gerst, Marianne (2009): „Schwarze Eva“. Konstruktionen der afrikanischen Frau in der Kolonialliteratur, in: Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Gerst (Hrsg.): *Frauen in den deutschen Kolonien*, Berlin: Ch. Links, S. 188–193.
- Dietrich, Anette (2009): *Rassenkonstruktionen im deutschen Kolonialismus.* „Weiße Weib-

⁶ Unser Projekt „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland – Bildungs- und Differenzenerfahrungen“ wird von der DFG gefördert.

- lichkeiten“ in der kolonialen Rassenpolitik, in: Marianne Bechhaus-Gerst, Mechthild Gerst (Hrsg.): Frauen in den deutschen Kolonien, Berlin: Ch. Links, S. 176–187.
- Kleinau, Elke (2015): „Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.“ Bildungsbiografie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion. In: Barbara Stelzl-Marx, Silke Satjukow (Hrsg.): Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 166–180.
 - Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette (2002): Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland, Berlin: Metropol.
 - Nduka-Agwu, Adibeli/Sutherland, Wendy (2013): Schwarze, Schwarze Deutsche. In: Adibeli Nduka-Agwu/ Lann Hornscheidt (Hrsg.): Rassismus auf gut Deutsch. Ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel, S. 85–90.
 - Tibelius, Simone: „An die Kindesmutter kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern“. Vaterschaftsanerkennung und Unterhaltszahlung als Ressource für Wehrmacht- und Besatzungskinder? In: Elke Kleinau/Ingvill C. Mochmann (Hrsg.): Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien. Frankfurt a. M./New York 2016, S. 93–114.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Elke Kleinau
elke.kleinau@uni-koeln.de

Rafaela Schmid
rafaela.schmid@uni-koeln.de

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/72262
URN: urn:nbn:de:hbz:464-20200716-161136-0



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 Lizenz (CC BY 4.0) genutzt werden.